

Die Friedensziele für Industrie u. Ausfuhrhandel. \*)

Von Dr. W. Beumer, Mitgl. des preuß. Abgeordnetenhauses.

Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß in diesem Augenblick die einzige Chance Deutschlands, die Herzogtümer zu befreien, darin besteht, daß wir einen Krieg gegen Rußland zugunsten Polens anfangen. Dann ist Louis Napoleon unser gehorsamster Diener, Schweden fällt uns sofort in die Arme und England ist lahmgelagt; dann nehmen wir von Dänemark ungestraft, was wir wollen." So schrieb am 3. Dezember 1863 der Sozialdemokrat Friedrich Engels an seinen Freund Karl Marx, und das mag zunächst zum Beweise dafür dienen, daß damals auch die äußerste Linke betreffs notwendiger Gebietserweiterungen wesentlich anderer Meinung war als ihre heutigen Vertreter, daß somit die Frage eines größeren Deutschlands keine parteipolitische ist, sondern von Fall zu Fall beurteilt werden muß. Erinnert aber wird an diesen Brief für die nachfolgenden Ausführungen hauptsächlich deshalb, weil jene Frage, ob nach siegreichem Kampfe Deutschland innerhalb der bisherigen Grenzen bestehen bleiben kann oder nicht, im wesentlichen von den Erfahrungen abhängig ist, die wir jetzt im Kriege bei uns und an unsern Feinden gemacht haben.

Daß wir, wie in einer Festung eingeschlossen, unter den schwierigsten Verhältnissen, nicht allein bezüglich unserer Ernährung, sondern auch betreffs unserer Gütererzeugung und ihres Verkehrs, insbesondere durch den Ausfuhrhandel, leben, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Um so bewundernswerter ist die Umstellung unserer gesamten Erwerbsstände, und unter ihnen der Industrie, in die durch den Krieg völlig veränderten Verhältnisse. Aber auch davon ist allerorten so viel geredet und geschrieben worden, daß sich hier ein tieferes Eingehen darauf verbietet. Nur ein paar Beispiele! Neben die angeführten der verminderten Knappenzahl geradezu bewundernswerten Leistungen des Stein- und Braunkohlenbergbaus treten die bekannten Ziffern unserer Roheisendarstellung, und die Flußstahlerzeugung, die in den Monaten Januar bis 30. September 1914, also in einem Zeitraum, in den sieben volle Friedensmonate fielen, 12 223 486 Tonnen betrug, beziffert sich in dem gleichen Zeitabschnitt 1916 auf 11 931 131 Tonnen, ist somit der erstern fast gleich — eine staunenerregende Tatsache, die nur der mit den bestehenden Schwierigkeiten bekannte Fachmann in vollem Umfang zu würdigen weiß. Daneben steht die bekannte Umstellung kleiner und kleinster Betriebe in die Munitionserzeugung. Die chemische Industrie braucht man nur zu nennen, um an ihre beispiellosen Leistungen auf dem Gebiet der Munition, der Auffindung zahlreicher neuer Verbindungen, der Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft, der Ersatzprodukte in den verschiedensten Zweigen, auch der Ernährungswirtschaft, und nicht zuletzt des synthetischen Kautschuks erinnert zu werden. Hand in Hand ging mit ihr auch die Textilindustrie, die sich der Ersatzstoffe in ebenso einschüchternder wie tatkräftiger Weise bemächtigte und damit Schwierigkeiten überwand, durch die wir sonst in die übelste Lage gekommen wären. Kurzum, auf allen Gebieten eine rastlose und zugleich von dem fruchtbaren Zusammengehen der Praxis mit der Wissenschaft zeugende Tätigkeit, die in diesem Umfange kein anderes Land, weder vor noch unter dem Kriege aufzuweisen hat.

Was Wunder, daß wir darob von den Ländern des Bierverbands auf kräftigste beneidet wurden, deren Mißbehagen in der Pariser Wirtschaftskonferenz einen ebenso sichtbaren wie geradezu komisch wirkenden Ausdruck fand. Denn im Ernste glauben doch wirklich die Herren von der Entente cordiale nicht daran, nach dem Krieg Deutschland vom Wettbewerb in ihren Ländern und Kolonien völlig auszuschließen. Es ist, wenn ich nicht irre, ein ehemaliger russischer Handelsminister gewesen, der kurz vor der Pariser Konferenz dem Sinne nach die Worte sprach: „Vor dem Kriege kaufte Rußland da, wo es am besten und billigsten war. Und das war auf dem deutschen Markte. Können uns die Verbündeten nach dem Kriege ebensogut bedienen, so werden wir bei ihnen kaufen. Im andern Falle müssen wir zum deutschen Markt zurückkehren.“ So wird sich im großen und ganzen praktisch die Sache auch in den andern, uns feindlichen Ländern gestalten, in denen blinder Haß bald durch kühle Vernunft abgelöst werden wird — nicht zuletzt in England! Natürlich werden wir nach dem Krieg zunächst Schwierigkeiten auf dem Weltmarkt haben, in erster Linie im Wettbewerb mit Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika, die in heller Freude darüber leben, daß wir in Europa uns die Köpfe zerbrechen und ungeheure Werte zerstören. Nordamerika wird schon dadurch ein gefährlicherer Gegner werden, daß sich sein Reichthum in hohem Maße vermehrt hat. Ist doch für das mit dem 30. Juni 1916 abschließende Steuerjahr die persönliche Einkommensteuer der dortigen Jeniten auf 13 588 718 Pfd. Sterling gegen 8 207 232 Pfd. Sterling im Vorjahr und die Einkommensteuer für Gesellschaften auf 11 398 731 Pfd. Sterling gegen 7 831 119 Pfd. Sterling im Vorjahr gestiegen. Aber unter diesem vermehrten Wettbewerb werden unsere jetzigen Feinde nach dem Kriege genau so zu leiden haben wie wir. Es kann sich also bei der Frage, wie sich die Verhältnisse der deutschen Industrie und des Ausfuhrhandels in kommenden Jahren gestalten werden, nur um einen Vergleich mit den europäischen Ländern handeln, mit denen wir vor dem Kriege auf dem Weltmarkt im Wettbewerb standen. Und das sind in erster Linie Belgien, Frankreich und England. Was Belgien anbelangt, so hat die Kölnische Zeitung bereits am 2. Dezember d. J. (Nr. 1223) hervorgehoben, „es dürfte militärisch, wirtschaftlich und zollpolitisch unter deutscher Hand bleiben muß als unumgängliche Bürgerpflicht unserer militärischen Sicherung“. Ich persönlich gehe weiter, ohne auf das Wort „Annektion“ irgendwelchen Wert zu legen. Die deutschen Ausdrücke „Angliederung“, „Eingemeindung“, oder sonstwelche, klingen besser. Wenn ich aber an das Wort Napoleons des Großen denke: „Alles hätten mir die Engländer verziehen; aber daß ich Antwerpen besaß, diese auf die Brust Englands gerichtete Pistole, das haben sie mir nie vergessen“ — so, glaube ich, spricht dieses Wort Bände über das, was wir nach siegreichem Kampfe mit Belgien zu tun haben. Und insonderheit bezüglich Antwerpens kommt noch etwas anderes hinzu. Jeder, der Antwerpen in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege gekannt hat, weiß, daß mehr als die Hälfte des dortigen Geschäfts (Ausfuhr, Einfuhr, Zwischenhandel, Spedition usw.) in deutschen Händen war. Die Namen A. de Bary, W. v. Mallindrodt, Rich. Böding, Baron v. Ohlen-dorff bezeugen dies genug. Wie sich aber die Stimmung der Belgier unter dem Kriege gegen die Deutschen gestaltet hat, ist nicht darauf zu hoffen, daß unter belgischer Herrschaft jener Zustand irgendwie hergestellt werden kann, so daß die Frucht 30- bis 40jähriger zäher Arbeit vernichtet sein würde. Die Folgerung ergibt sich von selbst, — von der Freiheit der Meere ganz abgesehen, an die doch ohne „reale Garantien“ bezüglich jenes Einfaktors für England gar nicht zu denken ist. Aber selbst wenn Belgien in irgendeiner Form — woran ich nicht glauben kann — wiederhergestellt würde, ist für die ersten Jahre an einen gleichen Wettbewerb gegen Deutschland auf dem Weltmarkt aus selbstverständlichen Gründen nicht zu denken.

Und Frankreich? Das Erzgebiet von Briey und das Revier der bituminösen Kohlen sind für Deutschland Lebensbedürfnis. Bismarck würde jenes Erzgebiet schon 1871 genommen haben, wenn damals der Thomas-Gilchrist-Prozess bestanden hätte. Für die Erwerbsfrage Deutschlands kamen 1913 an Eisenhalt 44 v. H. aus dem Auslande, und zwar aus Frankreich 1 410 000 Tonnen, d. h. 20 v. H. der Gesamteinfuhr. Wie sich aber auch die Eingemeindung jener Gebiete gestalten möge, Frankreich wird Jahrzehnte gebrauchen, um wieder lebens- und wettbewerbsfähig auf dem Weltmarkt zu werden. Das weiß jeder, der die von uns besetzten Gebiete durchfahren und gesehen hat, was dort durch Frankreichs eigene Schuld zerstört worden ist.

Bleibe England. Sein Ruf als Gold- und Geldland ist doch arg geschwächt; London ist schon jetzt nicht mehr das Clearinghouse der Welt, und wenn man an den befreundeten Nankee fast 6 1/2 v. H. Zinsen für ein Darlehen zahlen muß, so ist das auch nicht grade ermunternd. Zudem wird England nach dem Kriege schwierigere Arbeiterverhältnisse haben als irgendein anderes Land der Erde. — Australien vielleicht ausgenommen. — Daß es uns also einen schärfern und erfolgreichern Wettbewerb

nach dem Kriege machen könnte als vor diesem, erscheint völlig ausgeschlossen. Um den Kampf auf dem Weltmarkt darf uns also nicht allzu bange sein.

Freilich wäre es töricht, die Schwierigkeiten zu unterschätzen; aber Hindernisse auf einem Wege sind nicht dazu da, um von seinem Beschreiten abzuhalten, sondern um überwinden zu werden.

Nachdrücklich ist vor der insolge des Raumannschen Buches vielfach verbreiteten Ansicht zu warnen, als könne uns „Mitteleuropa“ den bisherigen Weltmarkt auch nur annähernd ersetzen. Raumann selbst hat ja in einem spätern Vortrag es ausgesprochen, daß er so nicht habe verstanden werden wollen. Aber es ist doch notwendig, besonders darauf hinzuweisen, daß zumal bezüglich unseres spätern Verhältnisses zu Österreich-Ungarn gar zu rosigge Hoffnungen nicht erweckt werden dürfen. 1913 betrug unsere Ausfuhr nach Österreich-Ungarn 10,9 v. H. unserer Gesamtausfuhr, machte aber rund 40 v. H. der gesamten österreichisch-ungarischen Einfuhr aus. Auch wenn die restlichen 60 v. H. ganz aus Deutschland geliefert werden könnten, würden wir nur 17,5 v. H. unserer Gesamtausfuhr nach Österreich-Ungarn absetzen. Und was gar eine Zollunion mit unserm Bundesbruderstaate anbelangt, so hat in bezug auf sie Geh. Baurat Beutenberg den schönen und zutreffenden Vergleich geprägt: „Wenn zwei Familien, die jahrelang in enger Freundschaft zusammengestanden haben, den Entschluß fassen, fortan einen gemeinsamen Haushalt zu führen, so werden sie wohl für einige Wochen oder Monate bei gegenseitiger Rücksichtnahme gut miteinander auskommen. Sollen sie aber fortgesetzt an derselben Tafel sitzen, so werden sie bald schmerzlich manche der frühern Gewohnheiten entbehren, erst recht, wenn einige der Kinder von Jugend auf selbständig und eigenwillig erzogen sind. Das gilt auch für zwei große Völkerverfamilien.“

Wir bedürfen des Weltmarktes, und dies erfordert zugleich einen starken Kolonialbesitz und vermehrte Seegelung; denn Kolonialmacht und Seemacht sind voneinander untrennbar. Hat doch auch der Kolonialstaatssekretär Dr. Solf sein angeblich mißverständenes „Entweder — oder“ in ein „Sowohl als auch“ verwandelt, als er am 2. September d. J. an den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg schrieb, daß Deutschland sowohl eine Flotte brauchte, die unsern Handel über See die unbehinderte Betätigung sichert, als auch gleichzeitig einen Kolonialbesitz, der uns möglichst unabhängig von dem Tribut an fremde Staaten macht für den Bezug derjenigen Rohprodukte, deren unsere Bevölkerung in der Landwirtschaft und Industrie benötigt.“ Wir bedürfen endlich neuer Siedlungsgebiete für deutsche Landkolonisten, da uns 1913 zur Deckung der notwendigen Lebens- und Futtermittel nicht weniger als 5 Millionen Hektar fehlten, also eine Bodenmenge, die der landwirtschaftlich genutzten Fläche Bayerns und Badens zusammengenommen gleichkommt. Diese Siedlungsgebiete werden wir nach siegreichem Kriege im Osten finden, wo zugleich eine Vermehrung der für Oberschlesiens Eisenindustrie dringend notwendigen Erzquellen ermöglicht werden kann.

Dies alles aber wird sich nur dann nützlich für unser Vaterland gestalten, wenn wir auch im Innern die Einrichtungen treffen, die für ein Gedeihen aller Erwerbsstände erforderlich sind, zunächst also sachgemäße Überleitung in die Friedenswirtschaft. Wir haben unter dem Kriege, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, eine Menge von Organisationen geschaffen, die naturgemäß langsam abgebaut werden müssen. Von dauerndem Bestand können und dürfen sie nicht sein. Dauern an ihnen festhalten wollen manche, die überhaupt eine Umbildung unserer Privatwirtschaft in die Gemeinwirtschaft befürworten. Ich habe in einer Tischrede jene Kriegsorganisationen, soweit sie einen zu starken Beharrungswillen über den Krieg hinaus bekunden, mit den in billigen Gasthöfen üblichen Kommodenschubladen verglichen, die bekanntlich beim Gebrauch schnell herausgleiten, die sich aber, sei es im Gefühl ihrer Freiheit oder in Überschätzung ihrer Bedeutung, nur sehr schwer in den status quo ante zurückbringen lassen. Das ist nur scheinbar ein Scherz; denn es steckt ein tiefer Ernst dahinter. Wenn je Kollektivismus und Sozialismus schweren Schiffsbruch gelitten haben gegenüber dem Individualismus, so ist es in diesem Kriege geschehen, in dem sich der Wert führender Persönlichkeiten an der Front und hinter der Front in so außerordentlich hellem Licht gezeigt hat. Wir werden auch nach dem Kriege mehr als je an das Wort denken müssen, daß wir Menschen nur vor Gott und im Tode gleich sind, daß wir aber im Leben aus der Verschiedenheit der Begabung und der Fähigkeiten die größten Werte ziehen. Und diese Verschiedenheit der Begabung und der Fähigkeiten soll man nach einem so schweren Kriege nicht unterdrücken wollen, sondern man muß sie erhalten, pflegen, stärken, erweitern und vertiefen. Dr. Graf v. Schwerin-Löwitz hat in seiner vortrefflichen Arbeit über „die Borratsfrage in unserer Ernährungspolitik“ einwandfrei nachgewiesen, daß die Gemeinwirtschaft da, wo sie in der Landwirtschaft je versucht worden sei, zur Unterdrückung eines jeden gesunden Fortschritts und jedes tatkräftigen Unternehmungsmutes geführt habe. Eine solche Unterdrückung aber können wir weder in der Landwirtschaft ertragen, noch in der Industrie, im Handel und in der Schifffahrt. Die Industrie, die vor und unter dem Kriege so hervorragende Leistungen aufzuweisen hat, braucht nicht am Gängelbande der Mutterstürze des Staats wieder laufen zu lernen. Das kann man ruhig ihr selbst überlassen. Dabei soll der Staat nicht etwa ausgeschaltet werden. Vielmehr wird das Parellelogramm der Kräfte, das sich zusammensetzt aus dem freien Spiel der Energien unseres Wirtschaftslebens auf der einen und aus der Macht eines weise gelenkten und geleiteten Staats auf der andern Seite, der dem Wirtschaftsleben mit vollem Verständnis gegenübersteht, an die Stelle der utopistischen Pläne und Illusionen des Kollektivismus, des Sozialismus und der Gemeinwirtschaft treten müssen, wenn wir in Zukunft unsere Aufgaben im Wirtschaftsleben restlos lösen können.

Ein Zweites, das uns nohtut, ist ein umfassender Nachrichtenendienst. Der unsaubere Haß, von dem Deutschland in der ganzen Welt verfolgt wird, ist zum größten Teil auf den Mangel eines solchen Nachrichtendienstes zurückzuführen, auf den namentlich ein großer Teil unserer Diplomaten mit verächtlichem Lächeln herabsehen zu dürfen meinte und bei dem man vor allem die Leute nicht entbehren kann, die wirklich die Sache verstehen, die Journalisten.

Und ein Drittes zuletzt, aber nicht an letzter Stelle. Deutschlands wirtschaftliche Zukunft beruht auf dem Festhalten an der Bismarckschen Wirtschaftspolitik, die uns hinter der Front den gegenwärtigen Krieg bis heute siegreich gewinnen ließ. Man greift sich ja an den Kopf, wenn man heute schon von der Notwendigkeit eines Abbaues dieser Politik reden hört. Der Abg. Legien hat in öffentlicher Rede zu Königsberg versichert, er habe dem Reichskanzler in einem Privatgespräch über die Bewertung der keinen Zweifel darüber gelassen, daß ein etwaiges Kartell aller Gewerkschaften dann sofort wieder in die Brüche gehen werde, wenn die christlichen unter dem Druck des Zentrums für Zölle und indirekte Steuern einzutreten bereit seien. Nun wird der Herr Reichskanzler ja wissen, wohin die Reise mit diesen Herren geht. Ein Abbau der Bismarckschen Wirtschaftspolitik bedeutet nichts Geringeres, als daß England in Zukunft einen Aushungerungskrieg gegen uns mit Sicherheit gewinnen würde. Auf Notwendigkeiten unserer zukünftigen Handelspolitik kann hier aus begreiflichen Gründen nicht tiefer eingegangen werden. Sollen die Hoffnungen und Wünsche der deutschen Industrie und des deutschen Ausfuhrhandels in Erfüllung gehen, so müssen wir an den Grundlagen des Schutzes der vaterländischen Arbeit festhalten. Dann, aber auch nur dann wird es gelingen, Deutschland die Stellung auf dem Weltmarkt zu sichern und zu erweitern, die es 1913 mit seinem Welthandel (Ausfuhr- und Einfuhr zusammengenommen) von 20 Milliarden Mark einnahm.

Es ist möglich, daß einzelne Kreise der Industrie und des Ausfuhrhandels die in vorstehendem dargelegte Zuversicht nicht in ganzen Umfange teilen. Demgegenüber mag die Bemerkung gestattet sein, daß sie hier jemand ausspricht, der schon in ziemlich hohen Semestern steht, der aber von Jugend auf Optimist war und dies immer mehr wurde, je tiefer er in das unvergleichliche Werk Bismarcks einzudringen sich bemühte im Studium seiner Reden, Briefe und Schriften, in jahrzehntelanger Verteidigung seiner Wirtschaftspolitik und in unvergeßlicher persönlicher Fühlung mit dem Heros im Sachsenwalde. Bismarck war durch und durch Optimist — einem Pessimisten wäre niemals Bau und Ausbau des Deutschen Reichs gelungen — und Landwirtschaft, Industrie, Ausfuhrhandel und Schifffahrt, die ihm so unendlich viel verdanken, werden in dem einen Punkt völlig einig sein, daß wir einen Frieden nur schließen dürfen nach seinem Grundsatz: „Die einzig gesunde Grundlage eines großen Staates ist der staatliche Egoismus, nicht die Romantik.“

\*) Da es nachgerade Zeit wird an den Übergang von der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft und an die Zukunft im neuen Deutschland zu denken, so möchten wir an dieser Stelle Männern das Wort geben, die über diese Dinge kraft ihrer Stellung im öffentlichen und literarischen Leben etwas zu sagen haben. Ohne unsere eigene Einschätzung dadurch festzusetzen, hoffen wir durch eine solche öffentliche Erörterung zur Klärung mancher noch dunkeln oder umstrittenen Frage beitragen zu können.